



# Plauder-Strübchen

Wöchentliche Beilage zum  
**Rheingauer Bürgerfreund.**

1915. \* Nr. 6.

Verlag von Adam Etienne, Destrich-Eltville.

## Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel.

(Fortsetzung.)

Die Tageszeit war weit vorgeschritten. Schon näherte sich der Sonnenball dem Stamm der westlichen Höhenzüge, und sein vorher blendendes Licht hatte einen matten Ton angenommen, so daß die Türme der Burg Rosenstein wie von Gold überglänzt erschienen. Leichte, aus dem Tale emporwallende Dünste verkündeten die Nähe des Abends, und ein sanfter, von Osten her sächelnder Lufthauch linderte die Hitze des Nachmittags.

Die beiden Kämpfer standen sich mit gezogenen Schwertern auf dem grasbewachsenen Platz am hinteren Ende des Burghofs gegenüber, umgeben von den sich in weitem Kreise aufstellenden Rittern und Mannen, und harrten des Zeichens zum Angriff. In der Haltung des seinen Gegner fast um Haupteshöhe überragenden Ritters Kurt von Lauterburg prägte sich überlegenes Selbstbewußtsein aus, als betrachte er den Waffengang als leichtes Spiel, während Heinz von Horn gelassen da stand und mit scheinbarer Aufmerksamkeit einen Flug schneeweißer Tauben beobachtete, die in der goldig schimmernden Luft über dem Burghofe kreisten.

Auf den Wink Jörg von Rosensteins ertönte ein Hornruf, und beide Gegner stürmten aufeinander los.

Wenn Kurt von Lauterburg geglaubt hatte, schon aus dem ersten Waffengang als Sieger hervorzugehen, so hatte er seinen Gegner unterschätzt. Ohne einen Schritt zu weichen, wehrte dieser mit stammeswörter Geschicklichkeit die ihm zugebachten wuchtigen Schwerthiebe ab, und kaum waren einige Minuten seit Beginn des Zweikampfes verfloßen, als er aus seiner Verteidigungsstellung zum Angriff überging und den immer hitziger werdenden Gegner auf das Ärgste bedrängte. Vergeblich suchte Kurt von Lauterburg von oben herab dem gewandten Fechter die tödliche Wunde beizubringen — jedesmal wurde seine Klinge zur Seite geschlagen, und immer mehr zurückweichend, mußte der gen altige Mann seine ganze Kraft aufbieten, um den blisschnell nach ihm geführten Hieben und Stößen des jungen Ritters auszuweichen. Dreimal schon waren die Streiter im Kreise herumgerast, als Heinz von Horn mit lauter Stimme rief:

„Wahret euch im Kreise — zurück — haltet fest das Schwert,

Herr Ritter Kurt von Lauterburg!“ Und ehe dieser und die Umstehenden den Sinn der Worte begriffen, flog das Schwert Kurt von Lauterburgs in weitem Bogen durch die Luft und grub sich mit der Spitze in den Boden ein — mit einem furchtbaren Giehe hatte Heinz von Horn dem Gegner die Waffe aus der Hand geschlagen.

Ausrufe des Stammes und des Schredens folgten dem Vorgang. Einer solchen Wendung der Dinge hatte sich niemand versehen. Der fremde Säger, dessen Niederlage in dem Zweikampfe jedem eine unumstößliche Gewissheit gewesen war, hatte den gewaltigsten Reden weit und breit wehrlos gemacht und würde ihn gewiß im nächsten Augenblick durchbohren. Aber er tat dies nicht, sondern senkte sein Schwert und sah gelassen im Kreise umher.

Kurt von Lauterburg stand einige Augenblicke wie von Entsetzen gelähmt. In Erwartung des Todesstreiches war sein Gesicht erdfahl geworden, und hilflos suchend irrten seine Augen nach den Genossen, als erwarte er, daß sie ihn vor dem Außersten bewahren würden. Diese schienen auch nicht übel Lust zu haben, für den Wehlosen einzutreten, denn mehrere lockerten die Schwerter in der Scheide, und drohende Ausrufe wurden laut.

„Welche Fechterstückchen!“ rief eine Stimme. — „Kein, gottverfluchte Hexenkunst!“ eine andere. Und eine dritte fügte hinzu: „Des Satans Segen ruht auf seinem Schwerte — dagegen ist jed' ehrliches Gewaffen machtlos!“

Ruhig stand Heinz von Horn auf sein Schwert gestützt und wartete darauf, daß die Brüder von Rosenstein Ruhe gebieten würden, aber diese schienen vollständig die von den Schreibern geäußerten Meinungen zu teilen, denn Jörg von Rosenstein rief herüber:

„Mit rechten Dingen geht das nimmer zu, Herr fahrender Säger! Den Kurt von Lauterburg, den bis jetzt noch keiner überwunden! Gewiß ist eure Klinge mit teuflischer Mixtur gesalbt!“

Ein drohendes Geschrei erhob sich nach diesen Worten bei den Umstehenden. „So ist's — nicht anders kann es sein! Ein gottverdammter Hexenmeister ist der Fremde! In's Feuer mit dem Gauch!“

Es war ein gefährlicher Augenblick, aber Heinz verlor seine Geistesgegenwart nicht. Sein Schwert hoch in den Lüften schwingend, rief er gebieterisch:

„Wenn ihr von solchem Wahn befangen seid, dann wahret euch, mir feindlich zu begegnen! Denn jeder ist des Todes, der



Ein erobertes französisches Maschinengewehr. (Mit Text.)

mir naht! Auf ritterliche Art, mit gleichen Waffen hab' ich mit Kurt von Lauterburg gefochten! Er ist besiegt, doch schenk' ich ihm das Leben und bin bereit, mit jeder anderen Waffe, ob Streitart, Kolben, Wurfspeer oder was es immer sei, mich nochmals ritterlich mit ihm zu messen!"

Der immer noch wie versteinert dastehende Kurt von Lauterburg schien aus seiner halben Betäubung zu erwachen. Einen haßerfüllten Blick auf den Sprecher werfend, rief er:

"Ich halte Euch beim Wort! Mit jeder Waffe wollt Ihr mir begegnen? Wohl, so stellt Euch meinen Fäusten! Zum Ringkampf fordere ich Euch!"

"Ich kenne mich, doch merkt — jetzt geht's auf Tod und Leben! Die Rücksicht laß ich nicht mehr walten, die ich den edlen Herren von Rosenstein zu schulden glaubte, als ich Euer Leben schonte! Hier liegt mein Schwert — kommt an!"

Und das Schwert von sich werfend, erwartete Heinz von Horn den Angriff des Gegners. Dieser ließ nicht auf sich warten. Mit einem triumphierenden Gebrüll stürzte er auf den ihn mit vorgeneigtem Oberkörper Erwartenden und suchte ihn an der Hüfte zu fassen. Aber wieder mußte er die Erfahrung machen, daß er die Kraft des jungen Ritters unterschätzt hatte. Es war ihm nicht möglich, diesen auch nur um eines Fußes Breite von seinem Platze zu verdrängen oder ihn in die Höhe zu heben, um ihn dann zermetternd auf den Boden zu schleudern — im Gegentheil mußte er seine ganze Kraft aufbieten, um unter den stahlharten Griffen und den unberechenbaren geschmeidigen Wendungen des Gegners auf den Füßen zu bleiben. Keuchend vor Anstrengung suchte er mit der ganzen Wucht seines gewaltigen Körpers von oben herab dem Feind das Rückgrat zu brechen, aber sein Ungeklüm wurde ihm zum Verhängnis — plötzlich verloren seine Füße den Halt und frei schwebte sein Körper für den Bruchteil einer Sekunde, von den muskulösen Armen des Gegners emporgehoben, in der Luft, um dann mit dröhnendem Schläge rückwärts auf den Boden geschleudert zu werden.

Wieder ertönte lautes Rufen im Kreise, aber diesmal schwang in ihm nicht das dumpfe Drohen, wie bei dem vorigen Waffengang, vielmehr ließ daraus sich etwas wie Bewunderung und Beifall hören. Die ungeahnte gewaltige Körperkraft des Fremdlings zwang den wilden Genossen des Gefällten Anerkennung ab, und achtungsvolle Blicke richteten sich von allen Seiten auf den Sieger, der ruhig sein Schwert vom Boden aufnahm und in die Scheide steckte.

Mit geschlossenen Augen lag Kurt von Lauterburg auf dem Boden dahingestreckt — bewußtlos. Aus seinen Haaren quoll ein Blutstrom. Wie die sich eifrig um ihn bemühenden Ritter feststellten, war er bei seinem furchtbaren Sturze mit dem Haupte auf einen spitzen vorkragenden Stein aufgeschlagen und hatte eine klaffende Wunde davongetragen. Die Knechte ließen nach Wasser und Linnen, und Jörg von Rosenstein rief nach der alten Friedegund, die sich, wie der Ritter erwähnte, auf Behandlung von Wunden verstand. Nach kurzer Zeit erschien die nämliche alte Dienerin, die vorhin in der Halle so unerschrocken für ihre Herrin eingetreten war, und ordnete mit mürrischem Gesichte an, daß der immer noch kein Lebenszeichen von sich gebende Kurt von Lauterburg nach einem seitlich gelegenen Gelasse im Erdgeschoß getragen und dort auf ein Lager gebettet wurde. Dort begann sie sofort mit offenbarem Verständnis die Wunde zu untersuchen, nachdem sie alle, die ihr gefolgt waren, bis auf einen jungen Knecht, der ihr Handreichungen leistete, mit keifenden Worten hinausgewiesen.

Während die Gäste der Burg sich in Gruppen im Hofe zusammenfanden und erregt durcheinander sprachen, war Heinz an die Mauerbrüstung getreten und sah in das Tal hinab. Das Bewußtsein, als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen zu sein, schwellte ihm die Brust, aber dennoch konnte er sich seines Sieges nicht so recht freuen. Hatte er sich doch mit demselben ohne Zweifel die Feindschaft der Genossen des Lauterburgers zugezogen, so daß seines Bleibens auf Burg Rosenstein nicht länger sein konnte. Zwar hatte Haug von Rosenstein ihm mit seinem ritterlichen Worte gelobt, daß der Burgfrieden ihn auch nach dem Kampfe schütze, aber konnte er als widerwillig Geduldeter und von allen scheinbar Angesehener das erforschen, was ihn hauptsächlich hierher geführt hatte? Wenn die wilden Gesellen dorten auch gewissermaßen seiner Kraft und Gewandtheit Anerkennung gezollt hatten, so hegten dieselben sicherlich keine freundlichen Gesinnungen gegen ihn, das sah er an den finster auf sich gerichteten Blicken, an der verdächtigen Art und Weise, mit welcher sie auf die beiden Herren der Burg einsprachen, gerade als wollten sie diese veranlassen, feindselig gegen ihn vorzugehen. Und noch ein anderes erfüllte ihn mit Besorgnis. Schon während seines Sanges in der Halle war es ihm gewesen, als hätte die alte häßliche Dienerin, die Friedegund, unausgesetzt ihre Blicke auf ihn geheftet, und deutlich hatte er vorhin, wie die Alte zu dem bewußtlosen Kurt von Lauter-

burg trat, wieder gesehen, wie sie ihn mit ihren stehenden Augen forschend betrachtete. Sollte Friedegund, die ehemalige treulose Amme, ihn an seiner Ähnlichkeit mit seiner Mutter erkannt haben, sollte sie wissen, daß der von ihm angenommene Name „von Fürstberg“ derjenige des Bruders seiner Mutter war? Dann stand zu erwarten, daß er als ein Horn erkannt würde — als Sohn des Feindes Hans von Rosenstein, und daß dies hier eine Gefahr für ihn bedeutete, darüber konnte er nicht im Zweifel sein.

Ein wütendes Geseul der Hunde in dem neben dem Burgtor angebauten Zwinger entriß ihn seinem Gedankengang. Aufblidend gewahrte er mehrere Knechte, die eben aus dem Torgang in den Burghof traten und auf mehreren kreuzweise übereinander gelegten Stangen eine Jagdbeute nach sich schleiften. Auf den ersten Blick erkannte Heinz an dem dunklen Rückenfell und den auffallend hellen Bauchhaaren des Tieres den riesigen Wolf, welchen er gestern im Tale droben erlegt hatte. Und gleichzeitig sah er, wie die schöne Walburga an einem der Fenster des ersten Stockwerkes erschien und gleich darauf wieder verschwand.

Die Knechte hatten ihre Last in die Mitte des Hofes geschleift, legten sie dort nieder, und einer von ihnen trat mit ehrerbietiger Verneigung auf die Herren von Rosenstein zu, die, wie die anderen Ritter, neugierig näher gekommen waren. Ehe der Mann seine Meldung erstatten konnte, fuhr ihn Jörg von Rosenstein unmißlich an:

„Das ist der schwarze Wolf, den wir gedachten, morgen mit der ganzen Meute zu hegen! Wie konntet ihr euch erdreisten, uns zuvorzukommen? Hab' ich nicht streng geboten, ihn zu schonen?"

„Verzeiht, hochedler Herr," erwiderte der Knecht, „nicht wir sind es gewesen, die das Untier fällten! Wir fanden es verendet droben im Tale unweit der Tannenschlucht!"

„Ihr fandet es verendet?" fragte der Ritter, indem er mit dem Fuße wider den Körper des Wolfes stieß. „Der Wolf ist weidgerecht erlegt — dicht hinterm Blatt hat ihn der Speer getroffen!"

„Eure hochedle Schwester ritt gestern um die Mittagstunde mit den beiden Rüden Greif und Fasan zum Jagen aus!" bemerkte der Knecht.

„Dacht' ich es doch," warf Haug von Rosenstein mit ärgerlichem Lachen ein, „daß unser liebes Schwesterlein die Hand im Spiele hat! Die Burga wußte, daß wir morgen hegen wollten und hat deshalb uns allen nur zum Tode —"

„Ich wußt' es nicht und tu' euch nichts zum Tode!" unterbrach den Sprecher Walburga, die plötzlich in dem Kreise erschien. „Gewiß kannst du nicht leugnen, Haug, daß ich dich und Jörgen schon seit Wochen angegangen habe, den Wolf zu hegen. Alltäglich fiel das Untier in die Herden, hat jüngst sogar ein armes Kind zerrissen. Die Leute in dem Städtlein drunten wagten sich nicht mehr vor die Tore — die armen Dörfler nicht mehr über die Schwellen ihrer Hütten. Ihr habt mich stets getröstet, aber nichts getan, das Land von diesem Schrecken zu befreien, wie es doch eure Pflicht gewesen wäre. Da ritt ich gestern selbst hinaus mit meinen Rüden."

Ehrliches Erstaunen malte sich in den Gesichtern der Brüder, und Haug rief:

„Allein hast du das Wagnis unternommen und hast den Wolf erlegt? Das ist fürwahr ein kühnes Stück gewesen, muß ich gestehen! Und alle Ehr' gebühret dir, denn sicherer hätt' auch die stärkste Männerfaust den Spieß nicht werfen können!"

„Weidmannsheil der edlen Walburga von Rosenstein!" riefen die Ritter im Kreise, doch die Jungfrau wehrte mit einer Handbewegung ab und sagte:

„Das Lob verdien' ich nicht und fern sei es mir, mit fremden Federn mich zu schmücken! Der Wolf ist nicht durch meine Hand gefallen!"

„Ist nicht durch deine Hand gefallen?" fragte Ritter Jörg. „Ja — durch wessen Hand denn sonst?" Und als die Jungfrau nur verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er erregt fort:

„So hat ein Wildschütz sich erdreistet, in unserem Forst zu jagen? Du kennst den Schelm, das lese ich in deinen Mienen! Heraus mit seinem Namen!"

Ruhig entgegnete die Jungfrau: „Du nennst den Wadren einen Schelm, dem es gelungen ist, das Raubtier zu erschlagen? Ist dies in deinen Augen eine Missetat?"

„Wer den von uns gebotenen Wildbann bricht — auf Haar- und Federwild in unseren Forsten pirschet, verfällt der Pön! Ich will den Namen wissen!" schrie Jörg.

„Erspare dir die Worte!" erwiderte Walburga kalt. „Von mir erfährst du seinen Namen nicht!"

„Kann mir schon denken, wer es war!" mischte sich Haug von Rosenstein in das Gespräch. „Kein anderer als der Köhler Mainrad, denn unweit der Tannenschlucht haben die Knechte den Wolf gefunden. Schon längst hab' ich den alten Gauch in dem Verdacht, daß er zu Zeiten heimlich wildert!"

„Und Burga will den Alten nicht verraten, weil sie in seiner Hütte oftmals Einkehr hält und Freundschaft mit dem Entelinde pflegt!“ feste Jörg hinzu. „Doch soll ihn das nicht vor der Strafe schützen!“

Und sich an die im Kreise stehenden reisigen Knechte wendend, fuhr er gebieterisch fort:

„Lanzo und Bardolf, reitet ungefäumt mit einem halben Duzend Mannen nach des Mainrads Hütte und bringt den Alten her — ich will ihm schon die Zunge lösen!“

Die Knechte schickten sich an, dem Befehl zu gehorchen, da trat Heinz von Horn vor und sagte gelassen:

„In falschem Verdacht habt Ihr den Köhler, Herr Ritter! Er war es nicht, der diesen Wolf erlegte — das Antier ist durch meine Hand gefallen!“

In das diesem offenen Geständnis folgende laute Durcheinanderrufen der umstehenden Ritter schrie Jörg von Rosenstein mit funkelnden Augen hinein:

„Ihr habt den Wildbann unsrer Burg gebrochen und wagt Euch hierher?“

„Den Wildbann brach ich nicht!“ entgegnete Heinz mit ruhiger Würde. „Nicht nur erlaubt ist es in deutschen Landen jedem Manne, ein reißend Tier zu erschlagen, sondern sogar geboten! König Rudolfs Satzungen für deutsches Weidrecht —“

„Hier gilt kein anderes Weidrecht als das der Herren von Rosenstein!“ unterbrach Jörg mit drohender Stimme. „Ihr habt dagegen freventlich gefehlet und seid der Pön verfallen, die nach unserem Recht Wildfrevler trifft!“

„Nach Eurem Recht? Gibt es ein eignes Rosensteiner Recht in deutschen Landen, wo des Königs Macht gebietet?“

„Im Schwabenlande gebietet keines Königs Macht!“ fiel hier Haug von Rosenstein ein. „Hier sind wir Herren und kein König soll mit eillen Satzungen das Herrenrecht uns nehmen! Macht Euch bereit zur Sühne Eures Frevels!“

„Kein Frevel ward von mir begangen und sibel steht es Euch fürwahr an, Euer ritterlich Wort zu brechen, das mir Frieden auf Burg Rosenstein verhieß!“

In diesem Augenblick kam die alte Friedegund aus der Tür des Gelasses, in welches man den verwundeten Kurt von Lauterburg gebracht hatte, und trippelte mit verdrießlichem Gesichte quer über den Hof, dem Hauptgebäude zu. Neugierig wendeten sich aller Blide nach ihr und Jörg von Rosenstein vertrat ihr den Weg. „Bedarf der Lauterburger nicht mehr deiner Pflege, weil du von hinnen gehst?“ fragte er rauh.

„Der Lauterburger Kirt bedarf auf Erden keiner Pflege mehr!“ erwiderte die Alte hämisch. „Dem tut kein Zahn mehr weh in diesem Leben — in seiner Sünden Blüte ist er dahingegangen!“

Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich nach diesen Worten sämtlicher Zuhörer. Bedauernde Ausrufe, Flüche, Verwünschungen wurden laut und drohend richteten sich aller Blide auf Heinz von Horn, der einige Schritte zurücktrat und Miene machte, sein Schwert zu ziehen. Das wirkte aufreizend auf die ergrimten Genossen des Erschlagenen. Mit wildem Geschrei zogen sie die Schwerter und schickten sich an, auf den sich zur verzweifelten Gegenwehr Bereitenden einzudringen.

Heinz wäre bei der Ueberzahl der Gegner wohl verloren gewesen, wenn Walburga von Rosenstein ihm nicht zu Hilfe geeilt wäre. Ein blankes Schwert in der Rechten, das sie einem der Ritter mit raschem Griffe entriß, deckte sie den Gefährdeten mit ihrem Leibe und rief den Wütenden zu:

„Nieder die Schwerter! Wagt es nicht, das heil'ge Gastrecht zu verletzen!“

Mit der hocherhobenen Waffe, die flammenden Augen fest auf die Andringenden gerichtet, gemahnte die Jungfrau mit ihrem edelschönen, von dem wallenden Blondhaar umrahmten Antlitz an einen Streiter der himmlischen Heerscharen, der gekommen war, um die Unschuld zu beschützen, und unwillkürlich wichen die Männer, von Ehrfurcht ergriffen, zurück. Den augenblicklich errungenen Vorteil wahrnehmend, rief Walburga ihrem im Hintergrund stehenden Bruder Haug zu:

„Muß ich dich mahnen, Haug, daß das edle Blut der Rosensteiner dir in den Adern fließt? So hältst du dein gegebenes ritterliches Wort?“

Da raffte sich Haug von Rosenstein empor, trat unter die tobenden Ritter und rief mit donnernder Stimme:

„Die Waffen nieder — keiner wage es, den Fremdling, der im Frieden unsrer Feste weilet, zu bedrohen!“

„Bist du des Teufels, Haug?“ fiel da sein Bruder Jörg ein.

„Dat er nicht selbst das Recht verwirkt, im Frieden hier zu weilen? Von seiner Hand erschlagen liegt der Beste unsrer ritterlichen Runde — Wildfrevler hat der Wütige verübt — und du willst fürder Frieden ihm gewähren?“

„Ich gab mein ritterliches Wort und muß es halten — zum

wenigsten bis zu des neuen Tages Licht!“ entgegnete Haug. „Das ist ein heil'ger Brauch seit alten Zeiten!“

„Gut — halte dem dein Wort! Den Frieden Rosensteins genieße der Fremdling bis zum frühen Morgen — dann aber ist er vogelfrei!“

„Doch erst, wenn er so ferne ist den Toren, daß ihn kein Pfeilschuß mehr erreichen kann!“ bestimmte Haug.

„Auch dieses laß ich gelten!“ gab Jörg mit teuflischem Lächeln zu. „Althergebrachte Bräuche soll man ehren! Daß aber nicht aufs neue Streit entbrennet zwischen den empörten Genossen und dem Fremden, sei dieser für seines Bleibens kurze Frist aus unserem Kreise ausgeschlossen! Die alte Friedegund mag für ihn sorgen — soll in dem Turgemache das Lager ihm bereiten — dort weile er in Frieden bis zum Morgen!“

„So soll es sein!“ erwiderte Haug mit dem Kopfe nidend, und wendete sich an Heinz:

„Ihr habt's gehört, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg! Der Frieden ist Euch für die Nacht verbürgt auf Rosenstein, doch mit dem ersten Hahnenschrei habt Ihr den Ring der Mauern zu verlassen! Und seid Ihr draußen außerhalb des Kreises, so weit des Bogens Sehne einen Pfeil zu schnellen vermag, dann seid Ihr friedlos und verfallen unsrer Rache!“

Heinz wollte erwidern, doch der Ritter schnitt ihm mit einer abwehrenden Gebärde die Rede ab und fuhr fort:

„Spart Eure Worte — unnütz ist ein jedes! Was ich Euch kündete, das haben wir, die Herren von Rosenstein beschlossen, und keine Macht der Erde soll uns hindern, das zu tun, was recht uns gilt!“

Und ohne den sich in stummer Entrüstung abwendenden jungen Ritter weiter zu beachten, wendete sich der Sprecher an die ihn umstehenden Genossen:

„Ihr aber folget mir zurück zur Halle — dort wollen wir den Manen des abgeschiedenen Freundes einen vollen Becher weihen!“

Alle folgten der Aufforderung und Heinz hörte noch, wie Jörg von Rosenstein zu den ihn begleitenden Rittern mit höhnischem Lachen sagte:

„Der Schelm hat uns die Heze auf den schwarzen Wolf vererbt, drum wollen wir ihn selber morgen hegen! Das gibt ein lustig Jagen, meiner Seel!“

(Fortsetzung folgt.)

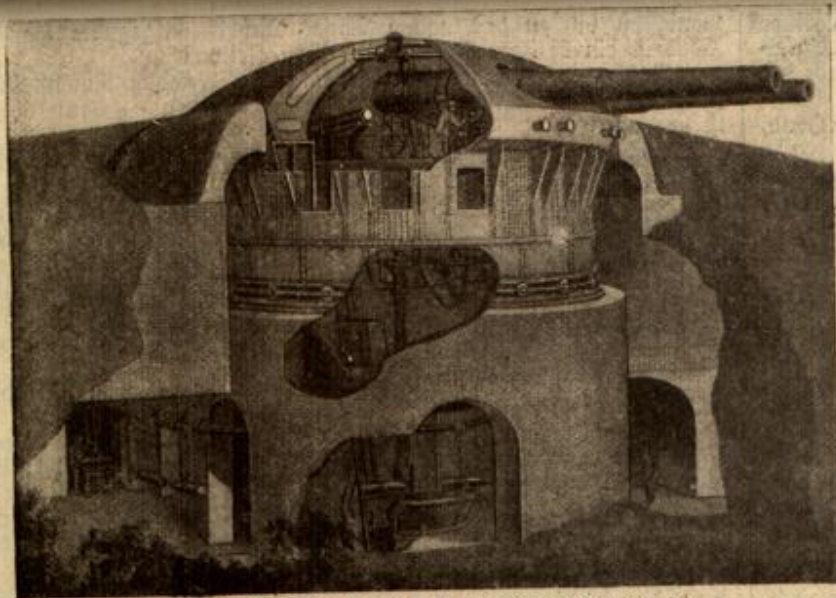
### Vater, ich bete . . .

Novelle von E. G. Hebenstreit. (Nachdruck verb.)

In Gedanken verloren ging Fritz Schrader nach getanem Tagewerk, das ihn oft nach auswärt's führte, seiner Behausung zu. Seit einigen Tagen war er wie umgewandelt. Sein sonst frisches, fröhliches Gesicht zeigte einen sorgenvollen Ausdruck. Nicht etwa, daß er Not gehabt hätte, — nein, das war's nicht, denn seine Tischlerei ging gut, warf so viel ab, daß er mit seiner etwas zahlreichen Familie behaglich leben konnte. Er hatte das seit Jahrzehnten bestehende Geschäft von dessen Gründer käuflich erworben und stets auf der Höhe gehalten. Es war eine andere Sorge, die ihn drückte: der schon lange befürchtete Krieg war über das Deutsche Reich gekommen, wie über Nacht. Kaum eine Woche war seit dem Mobilmachungsbefehl verflossen und schon war das aktive Heer hinaus, auch die Reserve und teilweise die Landwehr. Wie lange würde es dauern, da mußte auch er hinaus, — dann mußte er sein blühendes Geschäft verlassen — was sollte dann werden? Zwar hatte er einen älteren, erprobten Gehilfen, der würde schon die Sache gut besorgen, aber eine Störung gab's doch — der jüngere Gehilfe war schon fort zur Truppe. Wenn nun das Geschäft schlecht ging, wie das so ein Krieg mit sich bringen würde, — was sollte dann aus seiner Familie werden? Das war die schwere Sorge, die ihm keine ruhige Stunde mehr ließ.

Vom nahen Kirchdorf klang das Abendläuten herüber, er achtete kaum darauf, obwohl es ihn sonst stets andächtig stimmte, er achtete auch nicht auf den wunderbaren, sonnendurchfluteten Sommerabend, auf alle die noch blühende Pracht in den Gärten. Sonst war er stolz auf seine Heimat, den hübschen Villenort, der nicht weit von der königlichen Residenz lag, — heute hatte er kein Auge dafür. So lange noch die Hoffnung bestand, den Krieg auf Deutschland und Rußland zu beschränken, hegte er die stille Hoffnung, als älterer Landwehrmann nicht mehr mittun zu müssen, als aber auch Frankreich und England sich einmischten und der Weltkrieg drohte, war's mit seiner Hoffnung vorbei.

Er hatte sein Häuschen bald erreicht, von wo noch lustig das Kreischen der Kreissäge heranschallte, — es würde also noch gearbeitet, sein Gehilfe, ein Freund des Hauses, war rüthig und strebsam. Wie friedlich hier alles war, so ganz unberührt vom Krieg. Da war ja seine Familie in dem kleinen Hof versammelt, die Kleinen spielten im Sande, während das Jüngste, erst einige Monate alt, im Wagen schlief. Die beiden ältesten Kinder, der



Durchschnitt durch einen französischen Panzerthurm.

zwölfjährige Hans und die siebenjährige Hanni, pflogen eine eifrige Unterhaltung mit der Mutter über den Krieg.

Fritz Schrader betrat mit freundlichem Gruß den Hof und wurde sogleich von den beiden Ältesten in Empfang genommen.

„Ach, es ist schrecklich, Vater, du mußt auch mit in den Krieg, wie Mutter sagt“, meinte die kleine Hanni weinerlich.

„Was du bloß für eine Angst hast“, plätschte Hans los, der an sich ein ganz guter Junge war, aber unerschrocken und weghaltig, — ihm schien der Krieg keine besondere Sorge zu machen. „Die Männer müssen hinaus, um unser Vaterland zu schützen, wie unser Lehrer sagte, und da darf keiner zurückbleiben, der nur irgend kann, — das ist mal so. Ich wollte, ich wäre schon ein Mann.“

Fritz Schrader war bleich geworden und blickte seine Frau fragend an, ohne weiter auf des Jungen Worte zu achten. „Ist etwas gekommen?“ frug er dann hastig und beklemmt.

„Ja, der Stellungsbefehl ist da, schon übermorgen früh mußt du eintreffen. So schnell, ist schrecklich. Was soll nun hier werden?“

Schrader schüttelte trübe den Kopf. — „Also doch!“ murmelte er tonlos. Er hatte ja keine Angst für seine Person, er war doch Soldat gewesen — nein, das nicht, es war nur die Sorge um sein hübsches Geschäft, um seine Familie. Wenn nur wenigstens seine Frau gesund wäre, aber sie kränkelte fortwährend schon seit der Geburt des Jüngsten, das gut gedieh, es war ein blühendes Kerlchen da in seinem Wagen. Zärtlich neigte er sich über das ganz friedlich schlummernde Kind. Heiß stieg es in ihm auf, — das unerbittliche Schicksal riß

ihn nun weg von den Seinen. Ob er sie wiederjah? — Dann erhob er sich und bemühte sich, die weiche Stimmung abzuschütteln. Was nützte denn das alles? Er mußte handeln, alles in Ordnung bringen. Wenn er nun einmal gehen mußte, dann wollte er die Peinung tragen wie ein ganzer Mann. Kam er gesund wieder, dann war's ja gut, — das Geschäft würde dann nach dem Kriege auch wieder ausblühen. Noch am Abend besprach er das Nötige mit seinem Gehilfen, dem er die Führung des Geschäfts übertrug, — er wußte sie in guten Händen, das war ihm schon eine Erleichterung.

Der nächste Tag verging schnell, es gab so viele Anordnungen zu treffen. War die Familie mal beisammen, war die Rede davon, wohin der Vater würde kommen. „Wenn er nur nicht unter die schrecklichen Kosaken kommt, von denen unser Lehrer so Schlimmes erzählt hat,“ meinte besorgt die kleine Hanni. „ich werde vor Unruhe vergehen.“

„Sorge dich doch nicht so unnötigerweise, liebe Frau“, tröstete der Gatte, obwohl es ihm selbst nicht ganz behaglich zumute war. „Die Soldaten werden sich schon zu schützen wissen.“

„Ach, du willst uns nur trösten,“ klagte Frau Klara wieder. „O, dieser furchtbare Krieg! Wehe denen, die ihn heraufbeschworen haben. Wenn es einen Gott im

Himmel gibt, muß diese Schuldigen die gerechte Strafe ereilen.“ Schrader sah seinem geliebten Weibe in das blasse, verängstigte Gesicht, — er war von ernster Sorge um sie erfüllt — die tief-

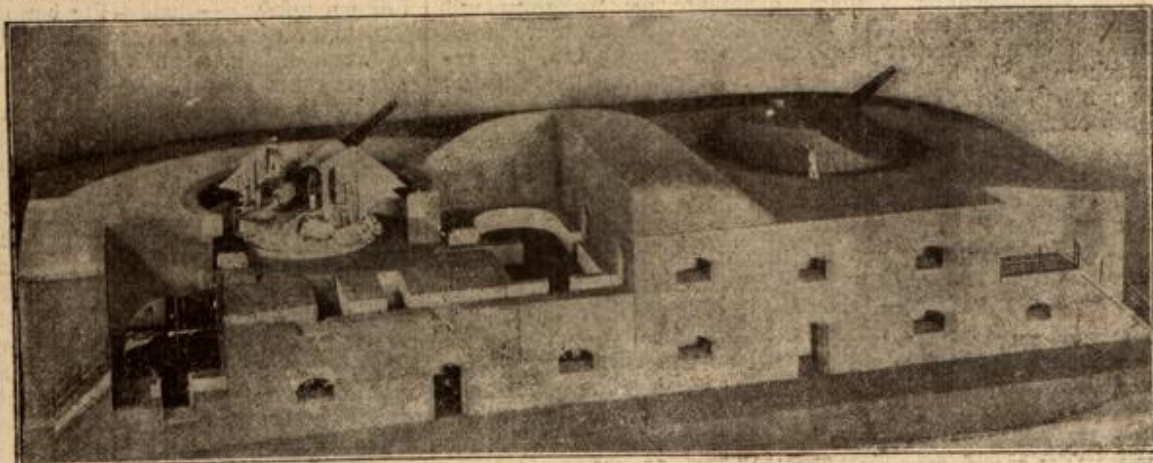
gehende Erregung konnte ihrer erschütterten Gesundheit nur schaden.

Der Tag der Abreise brach an. Die Sonne war kaum über die Berge heraufgestiegen, als Schrader nach einer unruhigen Nacht den Garten durchwanderte, um abschiednehmend noch einen letzten Blick auf alles das zu werfen, was ihm lieb und wert war. Dann kam der Abschied — schluchzend hing die arme Frau, die recht hilflos war, am Halse des Gatten, sie war untröstlich. Hans war ruhig, er war schon reisefertig, denn er wollte den Vater zum Bahnhofe begleiten. Dann kam die kleine Hanni noch, sie wollte sich gar nicht trennen

vom Vater, sie besaß das zarte Gemüt der Mutter. „Bete für mich, mein liebes Mädchen, daß ich heil wiederkomme,“ flüsterte Schrader dem Kinde zu — „und für dein Mütterchen, daß es bald wieder gesund wird.“



Zerschossener Panzerthurm des Forts Loncin bei Lüttich. (Mit Text.)



Panzertürme in einem modernen Küstenfort.



Gefangennahme einer russischen Patrouille durch österreichische Kürassiere. Originalzeichnung von F. Trinkkeller.

Umfang  
allen B  
werden  
fabriker  
Lokoma  
sowie  
geringe  
Unbequ  
der sich  
schwere  
1916

der Le  
derung  
schäftli  
Möglich  
gezeigt  
sehen si  
kosten  
werden  
Stücken

rige S  
die D  
Zusatz  
fachen  
herzuft

stäben  
lots ab  
brennt  
oder g  
gefeuer

daß sic  
dampf  
kohlen  
hoch w  
von 1/  
Bei 30  
um ein  
um ein

Preise  
lots u  
stellen  
einricht

entfick  
bung

erfüllt  
organ

Lehrer  
kann  
gegeben  
also u  
wird  
Gaben

„Vater, ich bete . . .“ kam es leise von den Lippen des Kindes . . . die Worte erstarben in heftigem Schluchzen . . .

Seit zehn Tagen war Fritz Schrader von Hause fort. Gleich in den ersten Tagen der anderen Woche war eine Karte von ihm gekommen, worauf er mitteilte, daß er eben nach tagelanger Eisenbahnfahrt am Bestimmungsort angelangt sei und Quartier bezogen habe, daß es ihm gut gehe und seine Lieben sich nicht zu sorgen brauchen — nähere Angaben fehlten. Das beunruhigte Frau Alara von neuem, sie konnte sich nicht darein finden, daß solche Verschwiegenheit aus Gründen der Vorsicht durchaus geboten war — und als sie weiterhin gar nichts mehr von dem Gatten hörte, war es mit ihrer Ruhe vollends vorbei . . . sie quälte sich mit den düstersten Vorstellungen. Daran vermochten auch die Bemühungen Großvater Rinkes, ihres Vaters, nichts zu ändern, obwohl er sich die größte Mühe gab, sie zu beruhigen. Alles wurde getan, um ihr jede Aufregung zu ersparen, und doch ließ es sich nicht ganz vermeiden, daß ab und zu ein Gerücht zu ihr drang, das sie ungemein beunruhigte. Die fortwährende Angst und Sorge untergruben die erschütterte Gesundheit immer mehr, mit jedem Tage wurde Frau Alara hinfalliger, bis sie zum Liegen kam — das arme, gequälte Herz wurde immer schwächer, bis es fast den Dienst verlagte.

Mit Schreden gewahrten die Großeltern, wie es um die Kranke stand und waren auf das Schlimmste gefaßt. Ein furchtbarer Schlag würde es für die Familie sein, wenn diese Frau aus dem Leben schied, die Mutter von den Kindern ging, während der Vater draußen im Felde stand in dem schweren Kampfe um die Sicherheit des Vaterlandes.

Die Großmutter hatte die Führung des Haushaltes gänzlich in die Hand nehmen müssen, während ihr eigener Hausstand daheim ebenso die führende Hand brauchte, wie die Feldwirtschaft, wo ein Teil der reichen Ernte noch der Einbringung harrete. Es war keine leichte Aufgabe für die alten Leute, alles das zu bewältigen. Und doch fand der Großvater noch immer etwas Zeit, sich auch um das Geschäft etwas zu kümmern und den abwesenden Schwiegersohn einigermaßen zu ersetzen. Die Arbeiten nahmen ihren ruhigen Fortgang, wenigstens insoweit, daß kein Nothstand eintreten konnte. Der alte, treue Gehilfe hatte gerade noch voll auf zu tun. So war die Hoffnung vorhanden, das Geschäft während des Krieges durchzuhalten, damit der Hausherr bei seiner glücklichen Rückkehr aus dem Kriege in der Heimat eine sofortige Existenzmöglichkeit wiederfand.

Wenn nur auch noch Hoffnung gewesen wäre auf Frau Alaras Genesung — dann konnte man der Zukunft ruhig entgegensehen, dann konnte noch alles wieder gut werden. Schon mehrmals hatte man ihrem Gatten Mitteilung machen wollen von dem besorgniserregenden Zustand — da war plötzlich wieder eine günstige Wendung eingetreten und das Schreiben unterblieb, um den armen Gatten nicht unnütz zu beunruhigen. So schlichen die Tage trübe dahin, zwischen Hoffnung und Verzagttheit. Gegen Ende der zweiten Woche kam Großvater Rinke wieder eines Abends ins Haus. Er war in zuversichtlicher Stimmung, denn eben war der große Sieg der Deutschen in den Vogesen hier im Orte bekannt geworden, an den Häusern stiegen die Flaggen hoch und von der Kirche herüber erklang Siegesgelaute. Mit der Siegesbotschaft auf den Lippen betrat er das Zimmer. „Sieg auf Sieg heftet sich an die Fahnen des deutschen Heeres“, rief er begeistert. „Wenn es so weiter geht, wird der Erfolg bald unausbleiblich sein.“

Ein flüchtiger Schein der Zufriedenheit huschte über der Kranken Gesicht, dann zeigte sich plötzlich wieder der alte, ängstliche Ausdruck. „Was wird dieser Sieg aber auch für Opfer gefordert haben — wenn nur Fritz nicht auch dabei ist — mein Gott, diese Angst!“ So kam es in ängstlichen und abgerissenen Sätzen von ihren blassen Lippen. Damit sank ihr Kopf zur Seite — eine große Herzschwäche war wieder eingetreten. Sofort wurde nach einem Arzt geschickt, doch ehe dieser noch da war, schloß Frau Alara die Augen für immer — das müde Herz hatte Ruhe.

Die beiden alten Leute sahen sich in die Augen und drückten sich stumm die Hände — sie wußten, was sie in diesem Augenblick verloren hatten, doch alles Klagen nützte da nichts und stumm trugen sie ihren Schmerz. Aber als die Kinder kamen — da hallte das Häuschen wider von dem namenlosen Jammer der Kleinen. Hans hatte sich zuerst wieder gefaßt — stumm und still stand er da mit gesenktem Kopfe. Hannis wider Schmerz dagegen kam voll zum Ausbruch — sie hatte sich über die tote Mutter geworfen und war kaum zu trennen von ihr.

Der Großvater suchte sie zu beruhigen. „Für dein Mütterchen kannst du nicht mehr beten, Kind, sie ist dir genommen. Jetzt bete fleißig für deinen Vater, daß er heil und gesund wieder zu uns zurückkehrt. Das walle Gott!“

Bis nach Aachen hatte eine mehrtägige Eisenbahnfahrt Fritz Schrader gebracht, wo Quartiere bezogen wurden. Ein gewaltiges, bewegtes Leben herrschte in der Stadt. Unaufhörlich kamen endlose Bahnzüge an und brachten immer neue Truppenmassen, die immer wieder mit der gleichen, großen Begeisterung empfangen und bewirtet wurden — ein jedes wollte etwas tun für die braven Wehrmänner, die ihr Leben einsetzen mußten für Deutschlands Größe und Sicherheit. Die Tage vergingen schnell in dem ungeheuren Trubel und Fritz Schrader hatte eigentlich gar keine Gelegenheit, viel an Zuhause zu denken. Nur des Nachts, wenn endlich etwas Ruhe herrschte, dann eilten seine Gedanken zurück in die Heimat zu seinem armen, kranken Weib, seinen lieben Kinderchen, und oft tauchte dann die bange Frage auf: Wirst du sie wiedersehen? — Als der Befehl zum Abrücken kam und lange Tagemärsche begannen, wurden solche Gedanken mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Die großen, wichtigen Ereignisse, die mit der Einnahme Lüttichs begonnen hatten, jagten sich, und immer Neues kam hinzu, das die Gemüther in Spannung hielt.

Als der erste Marschtag zu Ende war, wurde in einem großen Dorf Quartier bezogen, das erste über der Grenze. Es geschah nichts Besonderes, die Bevölkerung hielt sich ruhig und korrekt. Am nächsten Tage in aller Frühe ging es weiter.

Großer Jubel herrschte unter den Truppen, als Lüttich in Sicht kam, von wo die deutschen Flaggen herübergrüßten. Hier war alles fest in deutschen Händen, — nun ging es auf Namur zu, dessen Beschießung bereits begonnen hatte. Gewaltige Truppenmassen zogen die große Landstraße zwischen Lüttich und Namur entlang, um in ihre geplanten Stellungen einzurücken.

Schraders Regiment sollte heute ziemlich zeitig Quartier beziehen. Das kleine Dorf war noch zwei Marschstunden von der großen Landstraße aus erreicht, wo das Bataillon, in dem Schrader stand, bleiben sollte. Das Dorf schien wie ausgestorben, niemand war zu sehen. Das war verdächtig. Sollten die Bewohner geflohen sein? Hier und da wurde versucht, Eintritt in die Häuser zu erhalten — alles war verschlossen. Plötzlich fiel ein Schuß . . . wieder einer . . . niemand wußte, woher sie kamen. Dann knatterte es los, von allen Seiten, aus den Fenstern, von den Dächern. Im Nu begriff man jetzt, was das bedeutete, einen der hinterlistigen Überfälle seitens der Bewohner. Da kam auch schon der Befehl zum Sturm . . . Mit den Gewehrkolben verschafften sich die Soldaten Eingang in die Häuser und trieben die Bewohner heraus, die nicht vorzogen, zu fliehen — wer mit einem Gewehr betroffen wurde, der wurde ohne Weiteres erschossen. Eine halbe Stunde später ging das Dorf in Flammen auf . . . ein graufiger Anblick, ein gewaltiges, aber unvermeidliches Strafgericht. — Das Bataillon zog weiter und stieß nach einer Stunde zu den übrigen im nächsten, ziemlich großen Dorfe.

Es war schon ziemlich Abend, als die Quartiere bezogen waren. Alles mußte herhalten dazu, Scheunen und Ställe. Fritz Schrader lag mit seiner ganzen Korporalschaft in einer kleinen Scheune. Die Leute hatten sich kaum etwas eingerichtet, als der Feldwebel erschien mit der Feldpost, die hier nun schon regelmäßig einging. Sie brachte auch einen dringlichen Brief an Fritz Schrader. Aufs höchste gespannt, wie die erste Nachricht von Hause sein werde, riß er hastig den Umschlag auf und las . . . schon nach den ersten Worten wurde er leichenblau und taumelte gegen einen der Kameraden, der ihn stützte. Teilnehmend erkundigte sich dieser nach der Ursache . . . wortlos reichte ihm Schrader den Brief. Von Mund zu Mund ging es flüsternd, was in dem Briefe stand: daß des Kamerad Schraders Frau plötzlich gestorben sei. Tiefe Ergriffenheit lag auf allen Gesichtern, man versuchte, den Kameraden, den alle gern hatten, zu trösten . . . Dann herrschte tiefe Stille. Schrader war auf einer Kiste zusammengefunken, still und stumm saß er da. Ein furchtbares Schicksal hatte ihn getroffen, während er auszog in den Kampf, starb daheim sein treues Weib, er konnte sie nicht noch einmal sehen . . . dem Briefdatum nach war sie heute dem Schoß der Erde übergeben.

Stundenlang saß er da, bis ihm, schon gegen Morgen, die Augen vor Müdigkeit zufielen. Ein kurzer, unruhiger Schlummer war es, gestört von allerlei Schreckensbildern. Wie zer schlagen erhob er sich früh, las den neben ihm liegenden Brief nochmals und steckte ihn zu sich. Keine Träne löste die schwerlastende Spannung, stumm trug er den Schmerz. Teilnahmslos hörte er die Trostesworte der Vorgesetzten mit an, als er sich am Stellplatz einfand. Ihn drängte es weiter, in den Kampf, damit er nicht mehr an das Furchtbare denken mußte, damit er etwas Vergessen fand. Nach mehrtündigem Marsch wurde in die dem Regiment zugewiesene Stellung eingerückt . . . Durch das Gelände ging es, in südlicher Richtung, bis in eine Talenkung, gegenüber einem der stärksten Forts von Namur. Von weiter drüben, von links, und auch von rechts über die Maas herüber, dröhnten bereits

seit dem frühen Morgen, wie schon seit einigen Tagen, die gewaltigen Belagerungsgeschütze. Eine Stunde später, als die im Rücken der Fußtruppen erfolgte Aufstellung der Artillerie beendet war, begannen auch hier die Belagerungsmörser ihr Zerdrückungswerk . . . in kurzen Pausen fuhren heulend und laufend die Granaten hoch über den Köpfen der Fußtruppen dahin, schlugen in das Fort ein, wo sie mit nervenschütterndem Krachen zur Explosion kamen und die stärksten Mauerwerke durchschlugen und weithin aufwühlten. Schon ging es dem Abend zu, als die feindliche Artillerie nicht mehr feuerte oder nur noch ganz vereinzelt. Jetzt kam das Zeichen zum Sturmangriff.

Frei Schrader dachte an nichts mehr in dem Losen des Kampfes . . . jetzt ging es vor . . . alles in heller Begeisterung vorwärts zum Siege . . . Da blühte es drüben noch einmal auf . . . eine Granate schlug dicht hinter dem letzten Glied der vorigen Kompagnien ein . . . hoch auf slog das Erdreich, ein betäubendes Krachen . . . Frei Schrader brach zusammen, mit ihm noch mehrere seiner Kameraden — die anderen stürmten weiter . . .

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Feldlazarett . . . er suchte seine Gedanken zu sammeln — da verriet ihm ein heftiger Schmerz im rechten Unterschenkel, was geschehen war: das Bein war zerschmettert durch die letzte Granate, die ihn mit getroffen hatte.

Acht Tage waren verflossen seit Frau Maras Beerdigung. Ein großer Teil der Einwohnerschaft hatte daran teilgenommen, das Schicksal der Familie Schrader hatte im ganzen Ort das ungeteilte Mitgefühl der Bewohner erweckt. Die packende Rede des Ortsgeistlichen hatte einen gewaltigen, tiefen Eindruck auf alle Teilnehmer gemacht, hatte Trost und Ruhe in die wunden Herzen gesenkt — mit flammender Begeisterung hatte er des feinen Gatten gedacht, der draußen in Feindesland wohl sein Leben in die Schanzen schlagen mußte für das große Ganze, fürs Vaterland, während hier sein Weib, die Mutter seiner Kinder, ins Grab sank.

Zuhause ging nach und nach alles wieder seinen gewohnten Gang — aber eine Lücke blieb . . . die Mutter fehlte den Kindern, obwohl sich ihrer die Großeltern liebevoll annahmen.

Da war ein Brief von Frei Schrader angelangt. Die Kinder horchten gespannt auf; was ihnen der Großvater da vorlas, das nahmen sie begierig in sich auf wie einen lindenden Trost. Gottlob! Der Vater lebte. In schmerzbelegten Worten gedachte er der heimgegangenen Gattin, dann schilderte er ausführlich seine Erlebnisse, seine Verwundung — mit Stolz erzählte er weiter, wie der Sturm auf das Fort noch gegliedert sei und später die gesamten Festungswerke gefallen wären. Dann kam die frohe Botschaft für die Kinder, daß der Vater in nicht zu fernher Zeit wieder zuhause sein werde. Die Verwundung war wohl schwer, doch nicht lebensgefährlich, und sobald das Bein geheilt sei, werde er entlassen werden als felddienstuntauglich — so hatte der Arzt gesagt und versprochen, alles zu tun, um ihn arbeitsfähig zu erhalten.

Das war ein großer Trost für die beiden alten Leute und für die Kinder. Die kleine Hanni wollte es sich nicht nehmen lassen, an den Vater einen Brief zu schreiben, den der Großvater besorgen sollte. Mit ihrer noch ungelenteten Kinderhand schrieb sie kühn: „Lieber Vater. Mein Gebet für unser Mütterchen hat der liebe Gott nicht erhört, er hat sie uns genommen. Bald wirst Du auch uns genommen worden durch die bösen Menschen, aber der liebe Gott ist doch gut, er hat Dich noch beschützt. Werde nur bald gesund und komme recht bald wieder zu uns, wir haben dich alle so lieb. Vater, ich bete . . . Deine Hanni.“

Erstarrt nahm der Großvater den Brief an sich, um ihn zu besorgen. Dann beugte er sich zu der Kleinen nieder: „Hoffen wir, daß diesmal der liebe Gott dein Gebet erhört, mein Kind!“

### Verpflanzen älterer Obstbäume.

Es kann vorkommen, daß Obstbäume noch im vorgerückten Alter ihren Standort wechseln müssen. Dieser Fall könnte eintreten, wenn das Obstbaumgrundstück als Bauland in Frage käme, es wäre aber auch möglich, daß der Untergrund der betreffenden Obstsorte nicht dienlich ist und der Baum infolgedessen unfruchtbar bleibt. Verpflanzen ist immer ein wirksames Mittel gegen Unfruchtbarkeit. Beim Ausgraben und Weiterverpflanzen ist mit der allergrößten Vorsicht zu Werke zu gehen. Man muß bestrebt sein, möglichst viele der feinen Saugwurzeln dem Baume zu erhalten. Je mehr unversehrte Wurzeln der Baum in seinen neuen Standort einnimmt, desto schneller und kräftiger kann er weiter wachsen. Es ist deshalb beim Ausgraben möglichst weit ab vom Stamm die Baumgrube auszuwerfen, damit möglichst wenig Wurzeln beschädigt werden.

Die günstigste Zeit zum Umpflanzen ist der Oktober, da sich dann vor Eintritt des Winters noch Wurzeln bilden können; aber

auch im Frühjahr ist bei einiger Vorsicht ein Umpflanzen noch ganz gut möglich. Die neue Baumgrube ist zweckmäßig schon einige Zeit vor dem Umpflanzen auszuheben, damit sie möglichst viel Feuchtigkeit aufnehmen und gut durchlüften kann. Beim Umpflanzen werden die Wurzeln des Baumes in guter Komposterde eingebettet und reichlich eingeschlemmt. Größere Bäume verbrauchen sehr viel Feuchtigkeit. Deshalb ist das Einschlemmen beim Verpflanzen von großer Bedeutung, und viele Mißerfolge sind häufig weniger auf gemachte Fehler beim Verpflanzen als auf den Mangel an Feuchtigkeit zurückzuführen. Damit zum Schlusse der Baum auch den Stürmen besser trocken kann und nicht Gefahr läuft, umgerissen zu werden, muß er bis zu seinem vollständigem Anwachsen gut verankert werden. Wenn diese Vorsichtsmaßregeln beachtet werden, wird der Baum am neuen Standort bald lustig wachsen und auch Früchte tragen. C. F. U. S.

### Sinngedicht.

Suche in deiner inneren Welt  
Nach Goldminen und Muschelgründen,  
Nach Silberminen und erzene Schländen,  
Nach Steinen, von zauberlichem Feuer erhellt;  
Ein jeder trägt in verborgenen Speichern  
Ein edles Korn, die Welt zu bereichern.  
Doch müßlos dürfte es seinem gelingen,  
Den wertvollen Stoff aus Licht zu bringen.  
Otto Bromber.

### Zeitvertreib

Die Kraft des Wassers. Schon die alten Ägypter kannten die zusammenziehende Wirkung, des Wassers. Um die Obelisten aufzustellen, nahmen sie dicke Taue, die mit Wasser befeuchtet, sich zusammenzogen und mit unwiderstehlicher Gewalt den Obelisten aufrichteten. Von der Kraft selbst eines winzigen Tropfens gibt dieses kleine Experiment Zeugnis: Bündhölzer werden in der Mitte geknickt und laut Abbildung zusammengelegt. — Sobald man einen Tropfen Wasser in das gemeinsame Zentrum der Bündhölzer, in diesem



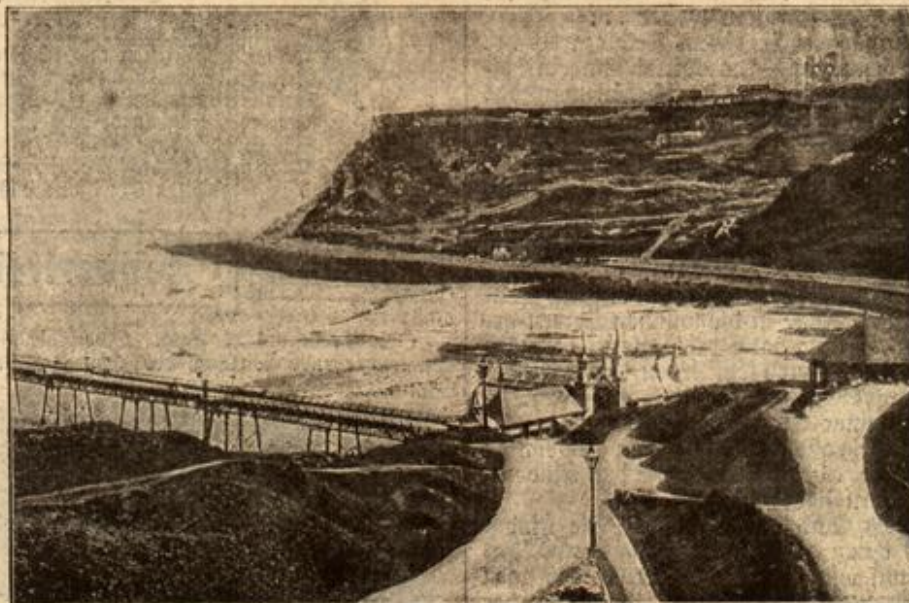
Falle sind es die Bruchstellen, träufelt, so beginnen sie sich zu reden und zu dehnen und bilden schließlich einen kleinen Stern.

### Unsere Bilder

Ein erobertes französisches Maschinengewehr. Wie wir in unserem Bilde zeigen, benutzen die Deutschen ein erobertes französisches Maschinengewehr zur Beschließung von gegnerischen Fliegern. Wir sehen das Maschinengewehr fertig zum Feuern auf französische Flieger gerichtet.

Panzertürme. Die Panzerungen, die die deutschen Brunnen vor Lüttich, vor Namur und vor zahlreichen anderen Festungen glatt durchschlugen und zu unterst und zu oberst lehrten, galten bisher als das einzig Dastehende von Festigkeit. Welche Folgen aus ihrer jetzt kundgegebenen Schwäche für den Bau von Landbefestigungen zu ziehen sind wird die Zukunft lehren. Schon jetzt werden Stimmen laut, die der schweren Haubitze prophezeien, daß sie den Bau von Festungen hinfort zu einem überflüssigen Luxus mache. Die Panzer eines solchen Panzerturmes sind nicht aus besonders edlen Stahlorten, sondern aus einem eigenartig behandelten Gußeisen, dem sogenannten Hartguß, hergestellt. Dieser Umstand hat die für den Bau von Befestigungen überaus wichtige Folge, daß man Bauteile kompliziertester Form herstellen kann, ein Erfolg, der bei der Verwendung von Stahl nur in beschränktem Maße möglich ist, wenngleich man in dem Biegen der Panzerplatten bereits erfreuliche Erfolge erzielt hat. Das Wesentliche bei der Herstellung des Hart-, Schalen- oder Kugellengusses besteht darin, daß das flüssige, glühende Roheisen nicht in die gebräuchlichen Sandformen, sondern in metallene Formen hineingegossen wird. Hierbei tritt an den Wandungen dieser metallenen Formen ein „Abschreden“ des Gußeisens ein, und dieses „Abschreden“ hat zur Folge, daß die Oberfläche des erzielten Gußstückes eine außerordentlich große Härte annimmt. Dem deutschen Ingenieur Hermann Gruson (geb. 1821, gest. 1895), dem Begründer des seit einigen Jahrzehnten mit der Firma Krupp vereinten Grusonwerkes, Magdeburg-Budau, war es beschieden, die Herstellung des Hartgusses methodisch derart auszugestalten, daß dieser für die verschiedensten Zwecke hinfort die ausgedehnteste Verwendung fand. Als Gegenstände, die außer den Panzerbefestigungen (Türmen und Batterien) aus Hartguß angefertigt werden, nennen wir in erster Linie die sogenannten Herzstücke der Eisenbahnweichen und die Scheibenträger der Eisenbahnwagen. Als Gruson in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst mit seinen Hartgußzeugnissen in die Öffentlichkeit trat, erregten diese das allgemeine Aufsehen der Laienwelt wie der Fachwelt, denn niemand

hatte es für möglich gehalten, daß dem Gußeisen eine derartige Festigkeit verliehen werden könnte. Bewirkt man durch Anwendung der eisernen Gußform, daß an der Oberfläche des Gußstückes, der Panzerplatte, des Scheibenrades usw., eine beschleunigte Abkühlung eintritt, so entsteht an der Oberfläche des Gußstückes eine sehr harte Schicht, die allmählich, nach dem Innern des Gußstückes zu, immer weicher wird. Die von Gruson gelöste Schwierigkeit bestand nun darin, einerseits dem Gußstück trotz der großen spröden Härte der Oberfläche eine große Festigkeit zu verleihen, andererseits aber die äußere harte Schicht allmählich in die weichere Schicht übergehen zu lassen, so daß sie, wenn sie starken Stößen ausgesetzt, also beschossen wird, nicht abblättert. Nach glücklich erfolgtem Guß muß sich die Panzerplatte langsam abkühlen; dies erfordert einen Zeitraum von acht bis vierzehn Tagen. Die gegossenen rohen Teile der Panzertürme und der Panzerbatterien werden in den Werkstätten auf besonderen Spezialmaschinen bearbeitet und zusammengepaßt. Alsdann werden sie wieder auseinander genommen und auf Spezialwagen an den Ort ihrer Aufstellung geschafft, wo sie mit Hilfe großer Krane zusammengebaut werden. Die Panzertürme bestehen, wie unsere Abbildungen erkennen lassen, aus zwei Teilen, einem oberen, beweglichen und einem unteren, feststehenden. Der obere kann durch Menschen- oder Maschinentrakt gedreht werden, damit die Geschütze ihr Feuer nach allen Seiten hin richten können. Die Panzerbatterien besitzen meist keine beweglichen Teile. In ihnen stehen die Geschütze nebeneinander wie auf den gewöhnlichen Verschanzungen, jedoch tunnichts versteckt. — Unsere erste Abbildung zeigt den Querschnitt durch einen heb- und senkbaren Panzerturm, wie er auf französischen Sperrforts in Tätigkeit sein soll. Die im Laufe des jetzigen Völkerrkrieges gemachten Erfahrungen weisen darauf hin, daß gegenwärtig der Sieg auf Seiten der Geschütze und Geschosse liegt. Ob die Fabrikanten der Panzertürme dagegen wirksam aufkommen können, bleibt abzuwarten.



**Die Befestigungsanlagen von Scarborough,** die am Morgen des 16. Dezember von deutschen Kriegsschiffen erfolgreich beschossen wurden. Die Seestadt Scarborough ist ein wichtiger Hafenplatz an der Nordostküste Englands zwischen Themsje und Humber, der besonders dem Getreidehandel dient; er ist durch starke Batterien geschützt, die sich auf der felsigen Landzunge befinden. Auch Kriegsscheinwerfer, Kasernen und militärische Lager sind in Scarborough.

Die Befestigungsanlagen von Scarborough. (Mit Text.)

**Allerlei**

**Auch ein Trost.** Herr (auf einer Station der Sekundärbahn): „Das ist doch entsetzlich, wann geht es denn wieder weiter, der Zug steht doch über zwanzig Minuten da?“ — Schaffner: „Machen Sie sich nichts draus, der Ort hat eine sehr gesunde Lage!“

**Die Dividende.** „Haben Sie jemals etwas bei dieser Anlage herausbekommen?“ — „O ja!“ — „Was haben Sie denn herausbekommen?“ — „Daß ich ein Narr gewesen bin!“

**Der fromme Händler.** Händler ist besonders als Komponist kirchlicher und religiöser Gesänge geschäftig. Er hat uns eine große Anzahl der schönsten Oratorien hinterlassen, die heute noch mit zu unserer eindrucksvollsten Kirchenmusik gehören. „Der Messias“, „Israel“, „Moses“, sie alle geben neben seinen vielen anderen Werken Zeugnis von seinem hohen künstlerischen Können. Alle seine Manuskripte trugen die Buchstaben S. D. G. = Soli Deo Gloria. Geradezu begeistert war er, wenn er seine Oratorien komponierte. Das Komponieren nach der Bibel war ihm innerster Genuß und Erbauung zugleich. Nie fühlte sich Händler glücklicher als bei diesem künstlerischen Schaffen. Er kannte keine Bibel so gut wie selten einer. Der Bischof in London hatte einst in Erfahrung gebracht, daß Händler die Absicht habe, ein neues Oratorium zu dichten, denn er verfaßte sich seine sämtlichen Oratorientexte selbst nach Worten der Heiligen Schrift. Der Bischof stellte dem Komponisten dafür seine Mitarbeit zur Verfügung. Doch Händler antwortete ihm: „Ich brauche dazu niemand. Ihr könnt mir doch nichts besseres liefern als wie die Propheten und Apostel.“

**Wie man reich werden kann.** Dies lehrt folgende Geschichte, die von den berühmten Stiefelwichsefabrikanten Day und Martin in London erzählt wird. Day war ehemals ein armer Arbeiter, der zu einer bestimmten Zeit in einer Londoner Brauerei sein Glas Bier trank. Eines Tages trat ein schlechtgekleideter Mann ein und bot ein Rezept für Stiefelwichse um eine Pinte Ale an. Day schloß den Handel ab, und nachdem er das Rezept erfahren, gab er noch zwei Pinten. Gleich suchte er nun seinen Freund, einen Handelsreisenden Martin auf und teilte ihm das Rezept mit. Beide fabrizierten jetzt eine Quantität Schuhwichse und füllten sie in Flaschen, die sie von einem Trödler gekauft hatten. Den Flaschen klebten sie eine Bignette

auf, welche eine Krone darstellte, die sich ergrünnet in einem gewichsten Stiefel spiegelte. Nun warben die beiden Kompagnons Leute, die das Geschäft in Schwung bringen mußten. Die ersten gingen abwechselnd zu allen Händlern und fragten: „Haben Sie Schuhwichse von Day und Martin?“ Natürlich lautete die Antwort immer verneinend. Schließlich kam aber ein anderer und fragte: „Möchten Sie Schuhwichse von Day und Martin kaufen?“ — Selbstverständlich wurde sie nun gekauft. So kam die Schuhwichse in den Handel, und die Fabrikanten gelangten zu großem Reichtum. Day allein konnte seiner Tochter 35000 Pfund Sterling mit in die Ehe geben. S. V.

**Gemeinnütziges**

**Abreiben der Parkettböden mit Stahlspänen** ist keine leichte Arbeit. Man ziehe jedenfalls etwas weite alte Lederhandschuhe dabei an, damit die Finger nicht leiden. Das Abreiben muß immer dem Lauf der Faser nach geschehen, sonst erhält der Fußboden ein schlechtes Aussehen.

**Zur Erzielung kräftiger Wurzelbeterjille** ist eine sehr frühzeitige Aussaat erforderlich. Schon Mitte bis Ende Februar (sae man breitwürfig auf gut gelockerte Beete. Im großen ist die Sämlingsaat empfehlenswerter.

**Gegen Durchfall** können die Hühner auf sehr einfache Weise durch kleine Beigaben von Holzkohle geschützt werden. Man zerreibt ein Stück Holzkohle sehr fein und gibt den Hühnern mehrmals in der Woche ein klein wenig Pulver dem Brei bei.

**Gummiringe** werden wieder weich, wenn sie einige Stunden in einer Mischung von 2 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiatgeist liegen.

**Schlechte Entwicklung der Blüten in Töpfen** stehender Blumenzwiebeln ist meist auf Trockenheit des Erdbalens zurückzuführen. Man tut gut, täglich darauf zu sehen, daß die Erde ständig gleichmäßig feucht ist.

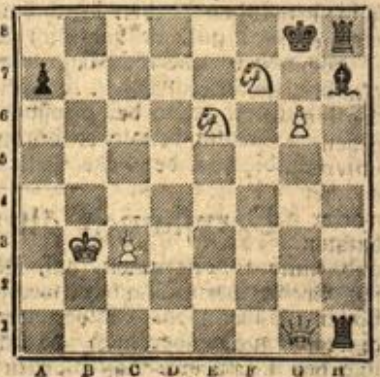
**Maiblumen** zur Gewinnung von Treibkleinen verlangen einen guten Sandboden oder sandigen Lehmboden. Hierin bildet sich ein gutes Wurzelsystem, was zur Treiberei der Keime, besonders zur Frühreiberei, Vorbedingung ist. Der Boden muß tief rigolt sein und mit Kuhdung verbessert werden; sodann beginnt die Pflanzung so zeitig wie möglich im Frühjahr.

**Streich-Rästel.**  
Dumas, Unglück, Frist, Erwin, Gaston, voran, Wien, Niger, Riga, Saat.

**Rästel.**  
An der südlichen Grenze vom russischen Reich ist ein Städtchen, das auf, du furcht es gleich; geht du von fünf Bechern eines verschwinden. So wirst du's im Innern des Reiches finden.  
Fritz Guggenberger

Aus jedem der vorstehenden Rästel sind zwei Buchstaben (bei einem drei) dertart zu streichen, daß die übrigbleibenden Laute, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort nennen. Fritz Guggenberger.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Problem Nr. 123.**  
Von B. A. Schifman.  
Schwarz.



**Auflösung.**  
H  
B E L  
T E N E S  
B E T R I E B E R  
E L D I N G E R  
H E N R I K I B S E N  
M E I N I N G E N  
S E R B I E N  
B E S E N  
W E G

**Auflösungen aus voriger Nummer:**  
Des Buchstabenrästels: Tanga, Tong, Tee, Tanga, Kar, Garten, Kaa, Graf, Ger, Teel, Kaga, Gerte, Kana, Karr, Tanga, Gant. — Des Vogels: Rab, Rab, Gah. — Der Scherade: Ur, Laub, Urlaub.